

PLATON (428–348 v. Chr.), der große Denker, der am Beginn der schriftlich fixierten europäischen Tradition der Philosophie steht und so für viele als der eigentliche Ahnherr der Philosophie gilt, gibt dieser Geschichte nämlich folgende Gestalt: „*So erzählt man sich von Thales, er sei, während er sich mit dem Himmelsgewölbe beschäftigte und nach oben blickte, in einen Brunnen gefallen. Darüber habe ihn eine witzige und hübsche thrakische Dienstmagd ausgelacht und gesagt, er wolle da mit aller Leidenschaft die Dinge am Himmel zu wissen bekommen, während ihm doch schon das, was ihm vor der Nase und den Füßen läge, verborgen bleibe*“. Und Platon fügte dieser Variante der Fabel sogleich die allgemeine und folgenreiche Moral hinzu: „*Derselbe Spott aber paßt auf alle diejenigen, die sich mit der Philosophie einlassen.*“² Mit dieser Platonischen Adaption wird die Äsopische Fabel zu einer seltsam zweideutigen Inaugurationsgeschichte der Philosophie: Die Philosophie fällt in die Grube, und sie ist noch stolz darauf. Diese Geschichte ist dann auch nie mehr vergessen worden. Weitere Variationen dieser Fabel werden bis ins 20. Jahrhundert erzählt werden.

Die Platonische Fassung wirft allerdings einige interessante Fragen auf: Was bewog Platon, die Geschichte vom stolpernden Sternengucker überhaupt auf THALES VON MILET (624–546 v. Chr.) anzuwenden? Wir wissen von Thales, daß er eine Sonnenfinsternis vorhergesagt hat – sich also mit Astronomie beschäftigte. Umstritten ist, ob die mathematischen Erkenntnisse, die noch heute mit dem Namen Thales in Verbindung gebracht werden, wirklich von ihm sind, allenthalben wird auch bezweifelt, daß der berühmte naturphilosophische Lehrsatz, daß alles Sein seinen Anfang im Wasser genommen habe, von dem Milesier stammt. Wie auch immer: der Philosoph, der Astronom, der Mathematiker sind hier noch nicht streng zu unterscheiden, und das mag die Transformation der Fabel vom Astronomen zum Philosophen erleichtert haben. Und ganz entscheidend: Schon der Antike galt Thales als der erste wirkliche Philosoph. Wenn Platon diese sagemuwobene Gestalt in den Brunnen fallen läßt, dann ist dies ein deutlicher Hinweis für das Selbstverständnis der Philosophie überhaupt. Das Stolpern des Milesiers sollte das Stolpern der Philosophie überhaupt symbolisieren, das Lachen der Thrakerin war von nun an das Lachen der erd- und lebensverbundenen Nichtphilosophen über die Philosophie.

2 Zit. nach Blumenberg, Das Lachen der Thrakerin, S. 13f.

Was aber hatte Platon bewogen, „einen, der vorbeiging“ durch eine junge, witzige, thrakische Magd zu ersetzen? Das ist eine außerordentliche Neubesetzung der Figur des Lachenden. Aus dem unbestimmten Passanten wird jemand, dessen Alter, Geschlecht und Stand genau festgelegt wird – das ist wichtig, denn erstens steht nun dem älteren, männlichen Philosophen eine junge Frau gegenüber, die begreift, daß es um mehr als um einen banalen Sturz geht. Ihr Spott durchschaut ein prinzipielles Problem – wer nach allzu ferner Erkenntnis trachtet, stolpert über das Nächstliegende. Zweitens ist sie eine thrakische Magd, also wohl eine nichtgriechische, ausländische, barbarische Sklavin. Dem freien Mann steht also eine unfreie Frau gegenüber. Schärfer konnten im antiken Ambiente Gegensätze wohl nicht ausgedrückt werden. Der Philosoph als freier Mann geht spazieren und räsoniert über den Sternenhimmel – in der Antike war für einen freien Menschen körperliche Arbeit entwürdigend. Das versetzt die Magd in die Sphäre des Arbeitens, der unmittelbaren Lebenstätigkeit, des praktischen Zugreifens, der Notwendigkeit. Platons Umdichtung läßt so eine drastische Opposition entstehen. Er spricht damit den grundlegenden Widerspruch, den unüberwindbaren Gegensatz zwischen philosophischem Denken und dem praktischen Leben an. Das macht die Pointe dieser Geschichte aus, darin liegt die eigentliche Überlegenheit der Magd. Ihr Lachen, ihr Witz, das heißt auch ihre Geistesgegenwart triumphieren über die Pose des Philosophen, der die Tücken des Lebens übersieht, während seine Gedanken das Fernste und Tiefste zu ergründen suchen. Solch eine Haltung, das veranschaulicht das Lachen der Thrakerin, rächt sich. Der Fall in den Brunnen indiziert so auch die Hilflosigkeit der Philosophie angesichts der Verhältnisse der Realität. Was dem Philosophen mangelt, ist der Wirklichkeitssinn. Dafür hat die Magd, gerade weil an diese Wirklichkeit gebunden, allemal den besseren Blick. Und deshalb darf noch jede Dienstmagd die Philosophie verlachen.

Für das Leben, so die These dieser Fabel, nützt das Denken eigentlich nichts – ein Vorwurf, den die Philosophie nie mehr losgeworden ist, und den sie so doch nicht auf sich sitzen lassen konnte und wollte. Schon Platons unmittelbarer Schüler ARISTOTELES (384–322 v. Chr.) hat die diskreditierende Fabel durch folgende Geschichte ergänzt: *„Man beschimpfte Thales wegen seiner Armut, die zeige, wie unnütz die Philosophie sei. Da sah Thales, so erzählte man, aufgrund seiner Astronomie eine reiche Ölernte voraus, und noch im Winter, als er gerade ein wenig Geld hatte, sicherte er sich durch eine Anzahlung die gesamten Ölpresen in Milet und Chios; er konnte sie billig mieten, da niemand ihn überbot. Als die Zeit kam, war plötzlich eine starke Nachfrage da; da ver-*

*mietete er sie nach seinen Bedingungen weiter, verdiente viel Geld und bewies, daß Philosophen leicht reich sein können, falls sie wollen, aber daß das nicht ihr Ziel ist.*³

Besser als mit dieser Geschichte kann die Sache der Philosophie bis heute nicht verteidigt werden. Immerhin soll Thales sein Vermögen an die Armen verschenkt haben. Aristoteles allerdings erzählte diese Geschichte auch als Beispiel, wie man sich im ökonomischen Konkurrenzkampf ein Monopol aufbaut. In Bezug auf die Philosophie aber soll dies natürlich betonen, daß sie sehr wohl nützlich sein kann, ja, sie kann sogar entscheidende materielle Vorteile gegenüber anderen Lebensbewältigungsstrategien ermöglichen. Aber der Philosophie geht es gar nicht um diesen unmittelbaren Nutzen, um diese Vorteile, um den sichtbaren Erfolg. Wohl geht es auch dem Philosophen um die Frage nach einem guten, richtigen Leben – aber er findet dieses nicht, indem er sich in das übliche Getriebe stürzt und dort versucht mitzuhalten. Die Weisheit der Philosophie verspricht eine andere, lebensbereichernde Erkenntnis, die sich nicht im Wissen erschöpft, wie man materielle Güter erwirbt. Diese Erkenntnis birgt allerdings eine Gefahr in sich: daß man darüber in einen Brunnen fallen kann. Aber nun, nachdem diese Fortsetzungsgeschichte erzählt worden ist, ist klar, daß diejenigen, die über den Philosophen lachen, die eigentlichen Toren sind. Sie verkennen Ziel und Möglichkeiten der Philosophie, verkennen die Weisheit, die in der Selbstbeschränkung und im Selbstfaller des Philosophen liegt. Die Aristotelische Zusatzgeschichte zu Platons Thales-Anekdote ist deshalb auch die Lieblingsgeschichte aller Philosophen, mit der sie auf den Vorwurf der Weltfremdheit mit einem einzigen Satz antworten können: Wir könnten, wenn wir wollten; aber wir wollen nicht.

Dieses Spannungsverhältnis von Denken und Lebenspraxis mag so bis heute zumindest landläufige Vorurteile gegenüber der Philosophie bestimmen. Daß Philosophen zu wenig nütze und zudem erfolglos seien, gehört zum Standardrepertoire der Kritiker und Verächter der Philosophie. Wer Philosophie studiert, macht sich allein damit in der erfolgs- und marktorientierten Gesellschaft verdächtig. Irgend etwas kann mit diesem jungen Menschen ja nicht stimmen, niemand, der ehrgeizig, dynamisch, flexibel, wettbewerbsorientiert und erfolgshungrig ist, steuert auf die sichtbare Nutz- und Bedeutungslosigkeit zu. Wehe aber, Philosophen machen aus ihrer Kompetenz ein einträgliches Geschäft, beraten Politiker oder Manager und verdienen sich da-

3 Zit. nach Blumenberg, Das Lachen der Thrakerin, S. 24

mit eine goldene Nase – ob dieses Verrats an den Idealen der Philosophie ent-rüsten sich ebendieselben Kritiker und Verächter meistens ganz rasch und heftig.

Zu welchen Aus- und Umdeutungen die Fabel von der thrakischen Magd allerdings auch weiterhin noch taugte, mag an noch einem, wesentlich späteren Beispiel verdeutlicht werden – an jener Variante, die der wortgewaltige Prediger ABRAHAM A SANTA CLARA im 17. Jahrhundert zum besten gegeben hat: *„Thales Milesius, ein vortrefflicher Weltweiser, – gienge einst bey kühler Abends-Zeit spatzieren, und im währenden Geben beschnarchet er mit gihndem Maul den Himmel, sagte auch bey sich selbst also: Schau, schau, da ist der mittlere Himmels-Circul, wodurch die Sonne stets mit feurigen Pferden durchpostiret. Dort ist das Zeichen der Waag, wer darunter gebohren wird, der schickt sich zu einem Advocaten, so ein Liebhaber der Gerechtigkeit seyn solle. Siehe, dort ist der Stern Venus genannt, welcher solches Gestirn in seiner Geburt hat, der schickt sich zu der Keuschheit wie ein Sichel in ein Messer-Gesteck. [...] Indeme er nun mit erhebeten Augen gen Himmel stets in dieser Betrachtung fortgegangen, ist er unge-fähr gestolpert, und in eine tieffe Koth-Lacken hinein gefallen, dass die Briihe über seiner zusammen geschlagen; das war ein seltsamer Haas im Pfeffer. Nachdem er den Kopff aus dem wüsten Sau-Bad in die Höhe hebeht, hörte er noch zu seinem Spott, ein altes Weibel, welcher Nasen behengt war mit einem wilden Chrystall, wie zur Winters-Zeit, die Stroh-Dächer mit Eißzapffen, welche ihn mit ihrem unbewaffneten Mundstück dergestalten ausgehonet, daß wofern sie verhero keinen hohen Rucken hätte gehabt, sie sich leicht zu bucklet gelacht. [...] O wann Dein Verstand also öd und blöd ist, daß er natürliche Sachen nicht kan ergründen, warumen willst Du dann die natürliche und Göttliche Urthel anatomiren?“⁴*

Es ist wohl nicht nur die barocke Lust an der Rhetorik, die Abraham a Santa Clara dazu geführt hat, diese Geschichte so bilderreich auszus schmücken. Warum macht er aus der jungen thrakischen Magd nun ein altes Weiblein? Warum läßt er den Philosophen, als wäre der Brunnen nicht schon schlimm genug, gar in eine Kotbrühe stürzen? Die Verachtung der Philosophie bekommt bei dem gegenreformatorischen Prediger ein zusätzliches Motiv. Es ist nicht nur das praktische Leben, das gegen das lebensferne Rasonieren ins Spiel gebracht wird, es ist auch der Spott des demütigen Christenmenschen über die Hybris der heidnischen Philosophie, der sich hier drastisch zu erkennen gibt. Die Degradierung des gefallenen Weltweisen wird so noch deut-

4 Zit. nach Blumenberg, Das Lachen der Thrakerin, S. 100f.

licher gemacht. Das, was Thales für sich als Weisheit reklamiert – nämlich die Gesetze des Himmels zu durchschauen – ist eigentlich eine Blödheit, die sich einbildet, mit Hilfe des Verstandes das erfassen zu können, was zu erkennen uns gar nicht zusteht. Der gute Christ muß warten, bis Gott etwas offenbart. Und je mehr der Mensch den Anspruch erhebt, aus eigener Kraft etwas über die Geheimnisse des Daseins zu wissen, desto tiefer fällt er in das Allerirdischste, die Kotbrühe, zurück. In dieser Variante wird also, so könnte man sagen, die Spannung zwischen Denken und Leben überlagert von der Spannung zwischen Denken und Glauben – eine Spannung, die für die Geschichte der Philosophie im christlichen Europa wohl von allergrößter Bedeutung gewesen war.

Was aber, so muß jetzt wohl gefragt werden, ist das für ein Denken, das sich solcherart in eine Opposition zum Leben setzen konnte, daß darauf mit einem höhnischen Lachen reagiert werden konnte, das letztlich doch weniger befreiend als verstockt und trotzig wirkt? Was ist das für ein Denken, das wenig Nutzen beanspruchen kann und will, und von dem seit zweieinhalb Jahrtausenden doch nicht abgelassen wird? Was also ist Philosophie und was macht der Philosoph?

Philosophie in der allgemein gebräuchlichen Übersetzung bedeutet *Liebe zur Weisheit*, der Philosoph wäre also ein *Liebhaber der Weisheit*. Diese Nominaldefinition impliziert jedoch schon, daß der Philosoph selbst nicht weise ist, aber die Weisheit begehrt oder erstrebt. Er möchte die Weisheit, aber er hat sie nicht. Was aber ist das nun für eine *Weisheit* (griech. *sophia*), um die es geht? Der Philosoph ist offenbar nicht derjenige, der etwas Nützliches, Praktisches *wissen* will – er will die Weisheit haben. *Weisheit* und *Wissen* sind zwei verschiedene Formen des Erkennens, denen auch unterschiedliche Weisen des Denkens zugrundeliegen. Auch im alltäglichen Sprachgebrauch unterscheiden wir, wenn auch oft nur ungenau und intuitiv, zwischen Wissen und Weisheit. Wir gehen gerne davon aus, daß die Ansammlung von Wissen im Sinne von faktischen Kenntnissen nicht unbedingt zur Weisheit führen muß, während Weisheit im Sinne etwa von großer Lebenserfahrung nicht unbedingt ein reichhaltiges theoretisches Wissen zur Voraussetzung haben muß. Unter einem Weisen stellen wir uns – so zumindest das Klischee – deshalb auch meist einen alten oder zumindest älteren Menschen vor. Es widerstrebt uns, den Begriff der Weisheit mit Jugend zu assoziieren. Jugend kann klug und clever sein, kann viel wissen und können, ist aber – fast möchte man sagen per definitionem – nicht weise. Interessanterweise rücken wir so die Weisheit und die Weisen in jene Nähe zu einem gelebten Leben, zur Lebenserfah-

nung, zur Sensibilität und zur Gelassenheit, auch zu einer bestimmten Vorstellung von Reife, die wir bei den Liebhabern der Weisheit, bei den Philosophen, vor allem bei der akademischen und beamteten Variante dieser Spezies mitunter so sehr vermissen. In der Weisheit steckt also etwas, was auch unsere Vorstellung von Philosophie, sofern sie noch mit Weisheit zu tun haben soll, durchaus zu etwas Unzeitgemäßem macht – nämlich eine bestimmte Form von Erfahrungen, von gelebtem Leben, von Zurückhaltung und Distanziertheit, die unserer euphorischen Apologie des Fortschritts, des Neuen, der Jugendlichkeit und der Flüchtigkeit widerstrebt.

Der Begriff der Weisheit, die Frage, um welches Wissen es dem Weisen eigentlich gehen soll, war allerdings schon in der Antike umstritten. Bekanntlich gab es in Athen im 5. vorchristlichen Jahrhundert eine Gruppe von Menschen, die sich SOPHISTEN nannten – die sich also auf die Weisheit (*sophía*) bezogen, aber auf eine Weisheit, die ihnen genau jenen praktischen Nutzen brachte, der ansonsten bei der Philosophie in Frage gestellt wird. Die Sophisten hatten den Anspruch zu lehren, wie man mit wirklichem oder auch falschem Wissen möglichst effizient umgehen kann, wie man jemanden überreden oder in einer Diskussion in die Enge treiben kann, d. h. sie lehrten Dialektik und Rhetorik, alle Varianten der erfolgreichen Argumentation und Gesprächsführung, der effizienten Rede – vor Gericht, bei Geschäftsabschlüssen, in der Politik oder auch nur für das private Gespräch. Pointiert formuliert lehrten sie, wie man aus einem schwachen Argument ein starkes machen kann, wie man jemanden intellektuell hintergehen und zu Fall bringen kann. Sophisten wären die idealen Trainer für Talk-Show-Teilnehmer gewesen. Und das schlimmste: die Sophisten lehrten für gutes Geld, sie waren, um einmal in den Sportjargon zu wechseln, keine Amateure, sondern die ersten Profi-Philosophen. Zu diesen Sophisten gehörten zweifellos bedeutende Köpfe, unter ihnen etwa PROTAGORAS von ABDERA (ca. 485–415 v. Chr.) und GORGIAS (ca. 480–380 v. Chr.), die nicht zuletzt durch ihre Gegner bis heute einen zweifelhaften Ruhm genießen. Denn es gehört zu den Besonderheiten der Urgeschichte der abendländischen Philosophie, daß diese – in der Gestalt des SOKRATES und seines Schülers PLATON – als Kritik an dieser sophistischen Nutzung des Wissens entstanden ist. Gerade in der Absage an eine rein am materiellen Nutzen orientierte strategische Handhabe des Wissens findet die Philosophie ihre eigene umstrittene Gestalt. Keinen vordergründigen Nutzen zu suchen, sondern nach einem Wissen zu streben, das sich um seiner selbst willen lohnen sollte, und deshalb weder kaufbar noch verkaufbar ist, das markiert den Beginn der Philosophie. Damit aber steht sie von allem Anfang an

in einem äußerst gespannten Verhältnis zu jeder Form des Nutzens. Denn die Philosophie will das Nutzlose sein, das sich selbst genügt, sie will Zweck sein und nicht Mittel, sie will Wert sein und nicht verwertbar.

Die Weisheit des Philosophen will so mehr sein als die Lebensklugheit der Lebenserfahrenen. Sie ist, wie es noch THEODOR W. ADORNO formulierte, tatsächlich eine Art *Weltweisheit*,⁵ in die sowohl abstrakte, kognitive, theoretische Elemente eingehen als auch ein Wissen über eine ganz bestimmte Lebenshaltung und Lebensführung, das nicht auf den privaten Bereich beschränkt, sondern auf das Menschsein, auf Welt schlechthin bezogen ist. Die *Weltweisheit* des Philosophen möchte so den natürlichen Kosmos ebenso integrieren wie das Universum der menschlichen Lebensformen. Der Philosoph ist aber nicht nur ein „Liebhaber“ dieser Weisheit aus der Ferne, sondern das griechische *philos* kann auch bedeuten, sich etwas aneignen zu wollen, etwas sein Eigen nennen zu können.⁶ Der Philosoph will sich eine bestimmte Form von Weisheit also durchaus auch aneignen – das Spezifische dieser Weisheit, zumindest im antiken Verständnis, aber liegt darin, daß sie *theoretisch* ist.

Mit dem Begriff der *Theorie* ist sicher ein ganz entscheidender Aspekt nicht nur der Philosophie, sondern des europäischen Denkens überhaupt ins Spiel gebracht. Auch wenn die Etymologie von „Theorie“ mehrere Deutungen erlaubt, kann man wohl davon ausgehen, daß in der *Theorie* das Verb *theoreîn* steckt, das soviel wie *betrachten, schauen* bedeutet, durchaus im Sinne des Thales, ein Schauen zum Himmel, aber auch Schauen als innere Konzentration, als Versuch, Dinge um ihrer selbst willen zu betrachten. Dieser freiwillige Verzicht auf unmittelbaren Nutzen ist von allem Anfang an ein ganz wesentliches Merkmal des Theoretischen. Der Theoretiker (*theoretikós*) der Antike konnte aber auch ein Festgesandter sein, der z. B. zu olympischen Spielen kam, um zuzusehen, was passiert. Die Spiele aber galten als heilige Handlung – Theoretiker war also auch einer, der einer heiligen, einer sakralen Handlung zusah. Das Sakrale aber ist dadurch gekennzeichnet, daß sich in ihm die Gottheit offenbart. Der Theoretiker als Festgesandter wirft also einen Blick auf das Numinose, das Göttliche, zu dessen Ehren die Festspiele stattfinden und das sich in den Handlungen der Spieler, Dichter und Priester symbolisiert. Das theoretische Schauen bezieht sich so gerade nicht auf die Dinge des profanen Alltags, sondern versucht jene Bereiche in den Blick zu

5 Theodor W. Adorno, *Philosophische Terminologie I*. Frankfurt/Main 1973, S. 46f.

6 Vgl. dazu Wolfgang Schadewaldt, *Die Anfänge der Philosophie bei den Griechen*. Frankfurt/Main 1978, S. 12f.